Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, März 1846. 3. Heft.

Alamontade, der Galeeren-Sklave.

Von Heinrich Zschokke. (Schluß.)

Zuweilen schien es mir, als wäre sie traurig er denn sonst, und dann wieder liebreicher und hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühte mich vergebens, davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften immer mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig, ich bemühte mich oft vergebens sie aufzuheitern. Die Wehmuth ihres Blickes, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben, mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Cabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Nein," rief sie, „lassen Sie mich!"

Aber so kann ich Sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und gibt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen.

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!" rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich . . . sagt' ich.

„Ach, unglücklich!" seufzte sie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkürlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach, unglücklich bin ich!" rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich ließ sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, daß sie schwächer ward und zitterte. — Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

Ihnen ist nicht wohl?" fragt' ich schüchtern.

„Es wird mir wohl!" antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger. Sie sah auf, und sah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?" lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben?—antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsere Umarmung lösete sich nicht; unsere Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

15.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unselige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten zurück; vergebens enthüllte ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedachte ich Clementinens u. meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reizend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die Gluth ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die ernste Warnung des Gewissens.

„Elender, du wirst bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des spätenAlters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!" so sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log ich ihr vor, wie mich geheime Leidenschaft verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer Seligkeit auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der alles verschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch

sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?" Ich wankte und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleibe es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!" sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Gedanke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nun lauter, und ich verspottete beinah' meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thür meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl?" sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich auf's Bette hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!" sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!" rief's in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles, so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleist rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!"

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!" sagte ich schnell und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unserer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sei Rettungsmittel. Wir müssen gleichsam den widerspenstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung vor den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innere Stimme sagt: „Ergreife sie!"

Bertollon entfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas?"

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe sie!" antwortete ich.

„Du bist ein Narr, glaub' ich!" — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein könnte."

„Ein Heiliger, wie du, Colas," sagte Bertollon laut lachend, „der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!"

Er sagte dies Alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich

schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein," sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will — —"

„Woza mir das sagen?" unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen ungestümen Charakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edlen Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!"

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihrer Gemüthsart? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!"

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind."

Er brach hiermit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühner wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmählig von seiner Gemahlin zu trennen.

16.

Erst am Abende des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. — Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?" fragte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen."

Sie schwieg.

„Ich habe ihr Vertrauen gemißbraucht," fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt."

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt."

Entdeckt? rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs." — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen."

War das Ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ist's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich tausend Wohlthaten schuldig bin."

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsere Freundschaft entartet in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie schluchzte heftiger. „Ja!" rief sie: „So ist es besser! Wir müssen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsere Herzen ruhiger schlagen, bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können!"

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!“ ſagte ſie jammernd, und warf ſich an meine Bruſt: „Ich überlebe dieſe Trennung nicht lange!“

Und indem ihr Herz an dem meinigen ſchlug, und unſere Leidenſchaft höher loderte, und unſer Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungeſpürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und ſchworen, ſie doch zu tödten in unſerer Bruſt. Wir beſchloſſen, daß wir uns ſelten nur ſehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns ſehen wollten, und verſiegelten mit entſeelenden Küſſen den unzerſtörbaren Bund unſerer Seelen.

Welch ein elendes Geſchöpf iſt der Menſch! Er iſt am ſchwächſten immer, wenn er am ſtärkſten zu ſein glaubt. Wer die Verſuchung flieht, der iſt der Held; wer ſich muthwillig in ſie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn ſchon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir ſchieden von einander, hatten wir verabredet, ich ſolle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reiſen. Auf dem Landgute bei Caſtelnau ſollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Beſuch in die Stadt kommen.

17.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorſatz aus, ſo ſehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reiſete ab, ohne auch nur den Abſchiedsbeſuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rauſche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie wahr und rein geliebt hatte, und verabſcheute mich ſelbſt, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rauſch geweſen, entſtanden erſt unter der unglücklichen Liebe, welche die ſchöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln ſtieg mein Gemüth allmählig zu ehemaliger Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild ſtand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte, bei meiner Flucht aus Montpellier, Kranz und Harfe zurückgelaſſen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergeſſen gehabt hätte, ſondern Scham und heilige Scheu ſtießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu ſein, und hielt die Qual der Sehnſucht und der Entfernung nur für die gelindeſte Buße meines Verbrechens.

Es verſtrichen vier Wochen. Bertollon beſuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch feſſeln mich meine Geſchäfte an die unſelige Stadt!“ ſagte er.—

Er machte verſchiedene Verſuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umſonſt. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einſamkeit, und fühlte mich glücklicher.

18.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette iſt draußen, er will Sie ſchlechterdings ſogleich ſprechen!“ ſagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verſtört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, „und kommen Sie ſogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erſchrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie ſich an. Sie haben keinen Augenblick zu ſäumen. Bertollon iſt vergiftet und liegt auf den Tod.“

Vergiftet? ſtammelte ich und ſank faſt ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünſcht Sie noch zu ſehen. Ich bin hieher geſprengt auf ſeinen Befehl!“

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen ſtand bereit. Wir ſetzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!“ erwiederte Larette: „Doch es iſt eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, iſt im Gefängniß. Auch Madame Bertollon iſt in ihren Zimmern verhaftet.“

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat ſie verhaften laſſen?

„Der Magiſtrat.“

Der Magiſtrat? Bildete ſich auch die Poli-

zei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben?—

„Er glaubt's, und Jederman— —"

Herr, Sie zucken die Achsel? und Jedermann?— — Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen?—

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein' ich, heißt er— —"

Wie? Valentin? Richtig, der alte treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ungefähr acht Tagen geholt zu haben."

Der höllische Lügner, der—

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie Alles."

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden?

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müssen."

Entsetzlich! Und auch, daß sie es sei, die ihren eigenen Mann umgebracht, *vergiftet* hat?

„Wer gesteht auch so etwas gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen *Magentropfen* zu geben, eine sehr kostbare Essenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte."

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz.—

„Sie selbst goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Man fand davon noch Spur in der Essenz, die im Löffel geblieben. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt, auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und deren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wieder erkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsere Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich der zerstörenden Gluth im Charakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich sah sie den verfluchten Trank einrühren und, von ihrer Leidenschaft geblendet, dem unglückseligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?" rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu

thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung sein sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon?“ fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann.“

19.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Gewalt, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände verbreiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch die außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmählige Genesung erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!“ rief ich; „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich in's Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug' und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?“

„Liebst du sie noch, Alamontade?“ fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnengaukelei war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte?—Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht!“

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Aber der berühmteste Advokat von Montpellier, Hr. Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern gefüllt, die seinetwillen oft von entlegenen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts,“ sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuches. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein

Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich nur Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh', gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. — Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äußerte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der Gewandtheit meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon!" sprach ich: „die Freundschaft wird mich begeistern u. erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden."

20.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemanden ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre unerlaubte Zuneigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch die letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwalt Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzutreten, der noch vor Kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er mich selbst auf's innigste erschütterte, und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbeern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle jungen Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchem sich Madame Bertollon einst gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Partei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen war. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine nahe Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine drohende Geberde. Ich glaubte sie zu verstehen und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. — Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen! Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger, als ich.—Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger als bisher vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte?—Sie ertheilte ausweichend Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalts vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihr Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Hr. Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Bläße des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade," sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier?" Sie schwieg eine Weile: dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!"

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach—ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!“ über die Elende aus.

21.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienz-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich: um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen uns im tollsten Rausche ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas!“ sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?“

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen und rief einmal um's andere: „Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde.“

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!“

Desto besser. Denn ich bedarf noch eines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr — man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Rom verkauft Dispensen. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?“ rief ich erstaunt: „Du willst dich wieder vermählen?“

Wie anders? Siehst du, ich meinte anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen von Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nicht.“

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jacques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hätte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst, freilich nur wenig, in die Essenz gethan.

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun, eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thut's keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen; dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon: daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel geschrieben. Aber

was denkſt du auch, daß ſie mit dem Zeuge gewollt haben mag?—

„Das iſt eben ein Räthſel!“

Aber ſchlau war's? Nicht ſo, Colas? Denn nun ſtellt' ich mich den andern Morgen ſchwindelkrank, ließ es meiner Frau ſagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weiſe die Eſſenz brachte. Der Arzt ward auch beſtellt, ſo konnte gleich dem Gift entgegen gearbeitet werden.— Ich hatte nur eine winzige Portion hinein gethan.

„Aber Bertollon, was redeſt du auch? So wäre ja deine Frau ganz unſchuldig?“

Das iſt gerade das Luſtigſte in der Sache, und du haſt dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink' nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, ſie ſei rein behext. Denn ſie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den beſten Dietrich habe.

„Aber ....“ ſagt' ich, und das Entſetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, biſt mein einziger Vertrauter, ſiehſt du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile ſtieß ich im Arzneiſchrank ein Fläſchchen rothen Liqueurs um, und vergaß, es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du ſollſt es auch ſein. Ich ſchwöre dir, an dem Tage, wo ich Julien heirathe, feierſt du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was iſt dir? du wirſt mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Waſſer! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte ſeinen Arm um mich, während er mir in der andern das Glas reichte. Ich drängte ſchaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh' ſchlafen!“ ſagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

22.

Die Mitternacht war ſchon längſt vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, ſondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch' eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müſſen! Ich war noch nicht vermögend, an ein ſo ſcheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches ſich die Natur ſträubt. Ein unſchuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenſchaft und lebenslängliche Entehrung ſtürzen! Den Freund mißbrauchen, den hölliſchen Einfall zu verfechten, und die Unſchuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod ſein kann.

Es wurde mir wohl, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundſchaft auf die Probe ſtellen wollen. Denn, hätte er ſo gräßlich handeln können, wie mochte er es wagen, ſein Leben lang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen deſſelben ſein Geheimniß aufzulöſen drohte? Wie konnte er ſich einem Böſewicht, wie einem rechtſchaffenen Manne ſchamlos in eigner ſündlicher Abſcheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wänſcht' ich mich zu täuſchen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückſelige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte ... Ach! es war nur Alles zu gewiß. Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit ſeiner früheren Plane vor mir. Ich erinnerte mich ſeiner verſchiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauiſch auf unſer beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit ihres Gemüths geſprochen, ſo bereitete er wahrſcheinlich ſchon damals Entwürfe, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können.— Wahrſcheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich ſtand noch immer entſchlußlos. Gerettet mußte die Unſchuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines erſten, meines einzigen Freundes; nur ein Uebermaß ſeiner Liebe zu mir und Weinrauſch hatte ihm das entſetzliche Geſtändniß entlockt — ſollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; ſollte die Hand, welche von ihm unzählige Almoſen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund ſtürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, ſollte ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzte ich: Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber mein Gewissen rief: Sei gerecht, ehe du gütig sein willst! Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, die wir pflichtmäßig üben — and müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein Gerechter solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchst dringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!“ seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sag mir,“ sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?“

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!“

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . .“

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe, du bist gescheit!“

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen.—Laß die Unschuld nicht verderben.“

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?“

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrack, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm in's Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere.“

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh', sag ich, noch ist es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: Hast du im Sinn . . . oder vielleicht schon . . .“

„Um Alles was dir lieb und heilig ist, flieh', sag' ich.“

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief unangleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!“ schrie er zu mir, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Arm auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

23.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsorte des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheure Meng

Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich in's Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach).

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben den Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst sein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen habe. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille ging durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter," sprach ich, „einst stand ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände; getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückliche, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht: erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch', mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsscene aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie Umringenden hingesunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heute in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschalls Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Knie brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?" stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!" seufzte sie leise, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können," sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichen Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen."

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ich's nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur,

daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementinen wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

24.

Alles, was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraume dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre verschafft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehen.“

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes, und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet.— Der Blutverlust am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalt und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrnes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bortollon'schen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereiset und in ein entferntes Kloster gegangen sei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet.

Hier ist er.

Abtei St. G** zu V*. Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten, die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten sein. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von Allem, was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draußen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es—ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zucken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht, daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern durfte

dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglückbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod in's bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich bei ihrem Andenken.

25.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Gütigkeit führte überall nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig war ganz Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatte ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeistert, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer sie bewunderte. Und von Allen war sie die Demüthigste, sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken, wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am emsigsten nach meinen kleinsten Wünschen und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoff-

nung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!" sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie."

Alle Ursachen, welche ich erfinden mochte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan!" sagte sie endlich, „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreißen zu können, ohne Schmerz?—Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich sein. Ich zittre, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitterte. „Clementine!" stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Haupthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen sein, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers—der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!"

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher."

„Noch unglücklicher?" entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?"

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber Clementine, Sie gewöhnten mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen—wie ständ' es dann um mich?" sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!" antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nicht trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!" rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?“ sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen Andern lauter schlagen müssen, als für mich? und dann, Clementine, dann?“

„Nie, Alamontade!“ antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz voll sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm.— Ihr Busen flog im Sturme des Gefühls. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse welchselten wir Leben um Leben.

O welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementines Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!“ rief ich.

„Und ewig!“ setzte sie hinzu.

26.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank—aber, wie soll ich danken?“

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!“ fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum Sie uns verlassen wollten.“

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer; aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?“

„Madame,“ — — stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie möchten noch gern läugnen, wenn sie könnten!“ sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle eures Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei Eurer Verlobung ganz überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie—machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch.“

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!“ sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht.“

„Madame,“ rief ich, „Sie geben mehr als die verwegenste Hoffnung.“

„Ich gebe nichts!“ entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meine Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen, ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl.“

„Es ist zuviel!“ rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug—ich bin arm, Madame“—

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?“ antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohne-

hin schon begütert, ist mein Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kann's euch nicht fehlen."

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr," sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werths genug, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt aber unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden Unschuld hereinschwebte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich in's Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!" sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

Clementine war meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Palaste de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeiten meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von viertausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner nahen Verwandten in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens insofern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Verwandter verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Daher konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Verwandter gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden. „Genießen Sie Ihr unbestrittenes Eigenthum, und lassen Sie ein Dutzend Messen für den Vetter lesen," sagte er; „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genießen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen: Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehen. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir zu viel werth."

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um eine Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten, und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschließen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim, war

außer ſich vor Freuden, als er von mir den Antrag des Marſchalls vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzſchuhen als Knabe zu mir kamſt,“ ſprach er, „o Colas, und da du ſo in deiner Armuth vor mir ſtandeſt, und mein Herz rührteſt: da war es, als hört' ich die innere Stimme des Geiſtes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesſtatt, denn du würdeſt einſt der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Du ſtehſt da nun wieder auf derſelben Stätte des armen Müllerhauſes, und biſt ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marſchalls anzunehmen. Es iſt nicht ſein Wille, nein, es iſt Gottes Wille. Es iſt nicht ſein Ruf, es iſt der Ruf des Himmels, der zum Troſt der Evangeliſchgeſinnten an dich ergeht.“

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreiſe nur eine Tochter fehlte, die verheirathet war und alle ſeine Freunde, die ſämmtlich geheime Proteſtanten waren, ließen nicht ab, mir die dringendſten Vorſtellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforſchen.

Beide aber, ſobald ich ihnen den Antrag des Marſchalls bekannt gemacht hatte, ſtimmten ſogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen laſſen müſſe, mir einen großen Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!“ ſagte Clementine: „Sie kennen doch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marſchall wohnen? Nein, das ſchlagen Sie ihm in Gnaden aus.“

Und ſo geſchah es. Wir reiſeten mit einander gen Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von Geſchäften.

27.

Reichthum, Anſehen, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das ſchönſte Loos, welches der Menſch ſich erträumen mag. Freundſchaft und Liebe beſeligten mich. Faſt war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und alles wurde zu einem hellen, roſenfarbenen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanſtändigen willen wurde unſere Vermählung um ein halbes Jahr verſchoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns ſcheiden.

Der Marſchall von Montreval behandelte mich in den erſten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder ſeine gütigen Geſinnungen mit einer Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Weſen hatte etwas Fürchterliches; aus ſeinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geiſt und Einſicht, aber dennoch von Vorurtheilen benebelt, die erwahrſcheinlich ſeiner klöſterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch ehemalige Ausſchweifungen entnervt, war er kränklich, furchtſam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhniſch. Er machte ſich kein Gewiſſen daraus, arge Willkürlichkeiten zu begehen, ſtrenge zu werden bis zur Grauſamkeit, manches Mannes Wohl ſeiner Laune aufzuopfern, und ſich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er ſehr religiös. Die Mönche waren ſeine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er verſäumte keine Meſſe, und galt für den andächtigſten Mann. Er lächelte ſelten, war meiſtens ernſt und kalt; und in ſeiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marſchall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Menſch wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne ſittliche Grundſätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoiſtiſch lachend eine ganze verzweifelnde Welt verſinken ſehen könnte für ſeinen Gewinn, iſt nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gotteslängner und der Bigotte, ohne Anerkennung ſittlicher Grundſätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagſchalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürger-

liche Gesellschaft gleiche Gefährlichkeit. Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Verhältnissen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draußen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Absichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig es mir um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Character, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein," rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Luther, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

28.

„Sie sind doch kein Hugenotte?" fragte mich einst der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte, in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter sagen, was sie will, morgen geschieh's! Und dann Clementine?" —

Und dann? — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Vereinung am Altare verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Gattin."

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kommt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur verleben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas," ſagte er, heut' iſt Palmſonntag. „Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Eſſen eingeladen beim Marſchall."

„Und ich," ſagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. —Kein Großer dieſer Erde wird dort mit uns zu Tiſche ſitzen, aber wir ſind daſelbſt verſammelt in Jeſu Namen, und er wird mitten unter uns ſein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern dieſen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erſchrack.

„Welch' eine Verwegenheit!" rief ich: „Wiſſet ihr nicht, daß der Marſchall in Nismes iſt?"

„Wir wiſſen es, und der allmächtige Gott iſt auch da!"

„Wollt' ihr euch denn mit Vorſatz in Elend und Kerker ſtürzen? Das Geſetz verbietet aufs Strengſte alle Verſammlungen dieſer Art. Es drohet mit dem Tode."

„Welches Geſetz? das Geſetz des ſterblichen Königs? Du ſollſt Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen."

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit bibliſchen Gemeinſprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche ſolcher Zuſammenkünfte einſah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon ſchilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jeſus verurtheilt war," rief er, „und als der Verräther neben ihm ſtand, und als er wußte, daß man ſich rüſte, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewiſſen Todes umringt, ſetzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. Und wir, wir wollten Jeſu Schüler ſein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen ſtände, ſie ſollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Heuchler, einen Abtrünnigen, einen Papiſten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim geſehen, und ſeinen Verdruß in allen Geberden. Sie forſchte nach den Urſachen, ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unſchuldigen Liebkoſungen verlor ſich gemach meine Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünſche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Buſen ſchwärmt' ich von Glück der ſtillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menſchen und ihrem leidenſchaftlichen Treiben, wollt' ich einſam, an der Bruſt meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundſchaft und der Wiſſenſchaft leben.

Wie ſelig waren wir beide in dieſen Augenblicken! „O Clementine," ſagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, ſondern nur des Willens. Wir können ja groß ſein, auch im kleinen, unſcheinbaren Wirkungskreiſe. Wir beſuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unſchuld, und ein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unſere Bücherſammlung liefert unerſchöpflichen Reichthum dem Geiſte. Unſere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unſerer Tafel ſpeiſen die Dürftigen; und die Getröſteten werden unſere Geſellſchafter. Gewiß, Clementine, wir ſehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieſer Paläſte zurück. Und einſt — o Clementine!—Nur der Gedanke ſchon durchſchauert mich mit Entzücken — einſt, Clementine, biſt du Mutter — Mutter! O Clementine" — — Ihre Küſſe unterbrachen meine Worte. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was iſt dir?" fragte ich.

„Herr!" ſtammelte er, „die Hugenotten ſind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienſt . . ."

Ich erſchrack heftig. Alſo verrathen war's. „Und weiter?" rief ich.

„Die Mühle iſt von Dragonen umringt. Alle ſind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marſchall von Montreval iſt in eigener Perſon

dort. Der Predikant und noch andere von den eingeschlossenen Ketzern wollten sich durch's Fenster retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer."

„Gaben Feuer?" schrie ich: „Wurde einer getödtet?"

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!" antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß. Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Halse.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahin zu fliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thüre mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaß und bebend auf dem Schooße ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

29.

Ich kam vor's Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend da stand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!" rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!"

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?" fragt' ich.

„Darüber sinn' ich," erwiederte er, „schon seit einer Viertelstunde."

„O gnädigster Herr," rief ich, „wahr ist, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — —"

„Was?" unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade anrichten kann?"

„Nein, gnädigster, Herr," sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen."

„Es ist die Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!" sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!"

Halb erstarrt, schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!"

„Weg da!" rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen, ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!"

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den

Flammen entſpringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeſchoſſen.

Da raffte ich mich auf, ſtürzte hin zur Mühle. Im gleichen Augenblick warf ſich ein Mädchen aus dem Fenſter. Ich fing es auf.— Es war Antonie, meines Oheims jüngſte Tochter.

„Du biſt gerettet, Antonie!“ ſagte ich, und trug das arme Geſchöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wiſſen, zum Marſchall.

„Der Hund!“ ſchrie der Marſchall, „ich ſagt's doch immer, er ſei einer von ihnen!“ ich wußte nicht, daß er von mir ſprach.

„Nieder doch,“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner riſſen mir aus den Armen die ohnmächtige Antonie, und indem ſie am Boden lag, erſchoſſen die Henkersknechte das unſchuldige Geſchöpf zu meinen Füßen.

„Recht ſo den gottesvergeſſenen Ketzern!“ ſagte ganz gelaſſen Montreval hinter mir.

„O du abſcheuliches Ungeheuer! Wie willſt du verantworten dieſe That vor deinem und unſerm König, vor deinem und unſerm Gott?“ ſchrie ich ihn ſchäumend an.

Er ſprengte gegen mich, gab mir einen Stockſtreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte ſich an mich, ungeachtet der Marſchall mehrmals hinter einander ſchrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!“

Indem ich um mich her ſah verwildert, erblickte ich — o des entſetzlichen Schauſpiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Geſtalt und an den Kleidern. Er ſtieß einen ſchrecklichen Schrei gen Himmel aus und ſank unter Flintenſchüſſen zuſammen über den Leichnam ſeines geliebten Kindes.

Ich wollte reden zum Marſchall. Aber meine Zunge war erſtarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geſchlagen, und ich ſank nieder in dumpfe Empfindungsloſigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menſchheit aufrecht erhalten. Bis dahin hatt' ich mich blindlings hingegeben. Nur genährt von den Meiſterwerken der größten Geiſter unſerer Zeit, hatt' ich mich ſelbſt in glückliche Täuſchung eingewiegt. Ich hatte geglaubt, die Menſchheit ſei um vieles menſchlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des geprieſenſten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV ſein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmſonntag des Jahres 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menſchen wurden dieſen Tag lebendig verbrannt, oder erſchoſſen, und auch des Kindes ward nicht geſchont an der Mutterbruſt! Und alles Vermögen der Ermordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grauſamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

30.

Da ich wieder zu hellern Vorſtellungen geneſen war, und die Dinge um mich her erkannte, ſah ich mich unter fremden Händen und mein verwundeter Kopf war verbunden.— Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich dunkel empfunden, daß man ſich mit mir beſchäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber ſchnell erloſchen war wieder die Vorſtellung, ich verlor mich immer in eine Düſternheit, wie in einen ſchweren Schlaf.

„Du haſt, mein Treu, du haſt ein zähes Leben du!“ dies waren die erſten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, ſchmutziger Kerl ſtand vor mir, und richte mir Arznei.

Ich ſah Clementinen nicht. In einer ſchmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

Wo bin ich denn? fragt' ich.

„Biſt bei mir!“ ſagte der Kerl. Ich erinnerte mich nun erſt des unglücklichen Ereigniſſes wieder, dem ich wahrſcheinlich mein Hierſein zu danken hatte.

Bin ich denn ein Gefangener?

„Allerdings, und das von Rechtswegen!“ antwortete mein Wärter.

Weiß Madame de Sonnes davon! Hat ſie nicht hergeſandt? Darf ich ich ſie nicht ſprechen?

„Kennſt du Leute hier? wo wohnt ſie?“

In der Martinsgasse, im Hause Albertas.

„Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt' du nicht, daß du in Marseille bist?"

In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?

„Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern gerast. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben."

Was soll ich hier in Marseille?

„Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?"

Das ist ein Galeerenkittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?

„Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank."

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffs auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet, daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im stolzen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer geborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Clementine, und von dir! — Aus dem Schooße des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Ketten nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Ich will ihn tragen!" sprach ich dann in mir selbst: „Es ist Gott, und mein Geist aus ihm! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend treu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide,

ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war."

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meeres, und lächle mir Muth zu wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all' die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welcher Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer gewann ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heiß ersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

31.

Dies waren Alamontade's Schicksale, wie er sie dem Abbe Dillon erzählt hatte, und wie sie von demselben mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen wurden.

„Die Geschichte seiner Sklaverei (fügte der Abbé hinzu,) kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anlässen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Capitain Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstern aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerensklaven. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Uebels der Andern." Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen; ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangenen seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar wie Kinder.

„Dies ist Alles," sagte Dillon, „was ich vom Capitain Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich der-

ſelbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbſtſtändigem Geiſt und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter ſeines Lebens gelaſſen hinſchritt."

„Als ich ihm," erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er ſei noch am Leben und in Marſeille und ſie hätte den Entſchluß gefaßt, ihn zu ſehen, war er tief bewegt. Er ſchwieg lange. „Sie hat ſie mich denn nicht vergeſſen!" rief er endlich ſehr bewegt: „Nun wünſch' ich meinem Leben nur ſo lange Friſt, bis ich ſie noch einmal geſehen habe. O Clementine! Vielleicht iſt's Täuſchung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unſerer Gefühle Rückſicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls ſo wenig. Und wie wir bemerken im Irdiſchen, daß die verwandten Theile ſich ſtets zuſammenfinden und gegenſeitig anziehen, ſo vielleicht finden ſich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlaſſen. Dann umarmt mein Geiſt dich brüderlich in fremden Spähren. Die unſterbliche Liebe führt den unſterblichen Geiſt durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiederſehen ſeiner Clementine ſchien dem liebenswürdigen Dulder die ſchönſte Ausgleichung aller ſeiner überſtandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnſucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei ſo vieler Tugend ſo wenig Freude zu Theil geworden war, ſollte aber auch dieſe Seligkeit nicht mehr genießen.

Er ſtarb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er ſchon verblichen. Ueber ſeinem blaſſen Antlitz ſchwamm noch ein mildes Lächeln. Er ſchien mit den Gedanken an Clementinen entſchlummert und in ein beſſeres Leben übergegangen zu ſein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen ſeines Bettes, und war troſtlos, wie man um einen verſtorbenen Vater troſtlos iſt.

Einen Tag ſpäter, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war ſehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte ſogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war ſchwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar ſelbſt noch jetzt die Spuren ehemaliger Schönheit.

Als ſie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob ſie ihre matten Augen ſtumm, mit einem ſehnſuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für ſich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß ſein Meſſer und den blechernen Löffel geben, aus welchem ſie von nun an allein die Arznei und die wenige Speiſe nahm, ſo ſie genoß.

Sie ſprach ſelten, doch ſchien ſie heiter zu ſein. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis ſie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem ſie treu war bis zum Tode, und welchen ſie, durch falſche Nachrichten getäuſcht, ſchon längſt verſtorben gewähnt hatte.

Nun ſind ſchon über fünfzig Jahre, ſeitdem dies Alles geſchah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Laſſet uns, ihr Lieben, laſſet uns leben, wie er! Laſſet uns die Selbſtändigkeit unſers Geiſtes, ſeine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Beſtimmung deſſelben erkennen, und in der Stunde der Verſuchung die wankende Hoheit deſſelben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Die Blume der Wüste, oder die Schlacht bei den Pyramiden.

Von August Braß.

„Allah ist groß!“ hatte Murad Bey zu den Seinen gesagt; „wir werden diese Christenhunde wie Kürbisse mit unsern Säbeln zerschneiden. — Allah ist groß, vertraut auf ihn!“ Und von allen Seiten her strömten die Moslemin zusammen, sich um den Halbmond und den Feldherrn sammelnd, der sie den Söhnen der Republik Frankreich entgegenführen sollte.

Es war ein kühnes, riesenmäßiges Unternehmen, würdig der großen, jugendkräftigen Nation und des Mannes, der damals an ihrer Spitze stand, die Landung der Franzosen in Aegypten. 40,000 Mann schifften sich, an ihrer Spitze der Obergeneral Buonaparte am 21. Mai zu Toulon ein; am 2. Juli betraten sie bei der Stadt Alexanders des Großen den fremden Welttheil. Alexandrien wurde mit Sturm genommen; dann marschirte die Armee in fünf Kolonen getheilt auf Kairo los. Ueberrascht hatten die Aegypter diese unerwarteten Ankömmlinge gesehen, und diese Ueberraschung ihre Kräfte gelähmt; aber bald genug erhoben sie sich in Masse gegen die Feinde ihres Vaterlands und ihres Glaubens, zum hartnäckigsten Widerstande bereit, und die Proklamationen, mit denen der Obergeneral das Volk zu beruhigen trachtete, hatten nicht den mindesten Erfolg, sondern wirkten eher das Gegentheil. —

So konnte man auch an einem Nachmittage, etwa vierzehn Tage nach der Landung der Franzosen, in dem unfern Kairo gelegenen Dorfe Embabay eine ungewöhnliche Thätigkeit wahrnehmen. Ungeachtet die schon im Sinken begriffene Sonne noch immer glühend heiß brannte, und selbst der leichte Windhauch, der zuweilen in den Kronen der Palmen rauschte, noch eher die Hitze zu mehren, als sie abzukühlen schien, so sah man doch fast alle Bewohner dieses ziemlich beträchtlichen Dorfes mit unausgesetzter Thätigkeit beschäftigt, Verschanzungen aufzuwerfen und Gräben zu ziehen, so daß die sonst so friedlich stille Ortschaft ein Bild bewegten, kriegerischen Treibens darbot. — Der angestrengte Eifer, mit welchem ein Jeder dies ungewohnte Geschäft betrieb, deutete hinlänglich darauf hin, das die höchste Eile nothwendig sei. — Wirklich war es auch so, denn die Avantgarde der Franzosen war nur einen Tagemarsch weit entfernt. Gegen Abend kam Murad Bey, der mit seinen Mammelucken und einer nicht unbedeutenden Infantry und Artillerie ein festes Lager bei Embabay bezogen hatte, selbst in das Dorf, um die Verschanzungen zu besichtigen, und die Einwohner, falls es zum Gefecht kommen sollte, zum Widerstand anzufeuern.

Es war inzwischen dunkel geworden, und malerisch beleuchtete der aufgehende Mond diese Gruppe von wild aussehenden, bewaffneten Männern, die sich um ihren Führer drängten, welcher in der Mitte seiner gleichfalls berittenen Leibwache hoch zu Roß hielt. — Während aber Alle aufmerksam seinen kräftigen Worten lauschten, hatte ein junger Mammeluck den Kreis verlassen und lenkte die sehnige, leichtfüßige Stute einer von den übrigen Häusern des Dorfes entfernter stehenden Hütte zu. Diese Hütte bewohnte mit einer alten Verwandten eine vater- und mutterlose Waise; aber wenn sie auch arm und hülflos war, fehlte es ihr doch nicht an Männern, die um ihre Hand warben, denn Zuleima war schön wie eine Hourie des Paradieses und man nannte sie weit und breit die Blume der Wüste. Sie wies indessen Alle zurück, die sich ihr mit Anträgen nahten; ihr Herz hatte bereits gewählt. Nach dem nächsten Ramadan wollte sie der Geliebte heimführen.

Vor dem niedrigen Fenster von Zuleima's Hütte hielt er still und seine Hand berührte leicht eine Art aus Rohr geflochtener Jalousie,

welche die Stelle der Glasscheiben vertrat. Eine kleine, zierliche Hand öffnete das Gitterwerk. Der Oberkörper einer weiblichen Gestalt wurde sichtbar; als diese den Reiter gewahrte, der vor dem Fenster hielt, schob sie den Schleier zurück und enthüllte die anmuthigen Züge eines jungen Mädchens von etwa siebenzehn Jahren.

„Licht meines Lebens!" sagte der jugendliche Krieger, sich aus dem Sattel schwingend und die Hand ergreifend, welche das Fenster geöffnet; „meine angebetete Zuleima, ich bin es, der gekommen ist, um Abschied von Dir zu nehmen.—Wir werden morgen eine Schlacht haben mit diesen Ungläubigen, Allah möge sie verdammen!"

Zuleima antwortete nicht; die Worte schienen ihr auf der Zunge zu ersterben. Die Stute drängte sich ebenfalls näher an das Fenster, mit den großen, klugen Augen die jugendliche Geliebte ihres Herrn anblickend, welche ihr so oft das Futter gereicht.

„Auch Semire will Dir Lebewohl sagen;" fuhr der junge Mann nach einer Pause fort; „aber warum bist Du so traurig, Du meine Geliebte!"

„Ich weiß es selbst nicht;" sprach sie mit schwermüthiger Stimme, „Ich glaube, es ist ein Traum, der mich ängstigt, der mir sagt, daß ich Dich nimmer widersehen werde!"

„Du wirst mich wiedersehen, Zuleima! gewiß Du wirst;" versetzte der Jüngling. „Allah ist groß; er wird mich schützen!" Er ließ bei diesen Worten ihre Hand los und schlang dagegen seinen Arm um ihren Nacken, sie durch das niedrige Fenster zu sich herüber ziehend, und im heißen, glühenden Kusse ruhten ihre Lippen aufeinander. —

Eine geraume Zeit hindurch standen Beide in jener süßen, stummen Vergessenheit der Liebe, einander fest und eng in's Auge blickend, die Athemzüge einander wegtrinkend von den brennenden Lippen, bis der laute, freudige Ruf, den die Mammelucken und die Dorfbewohner erhoben, als Murad Bey seine kräftige Anrede geschlossen, sie endlich aus ihrem glücklichen Traume riß.—Sie fuhren empor.

„Leb wohl Ali, leb wohl!" sagte das junge Mädchen.

„Mag Dich Allah behüten;—leb' wohl meine Zuleima!" Noch ein Kuß, noch ein Händedruck; dann saß der junge Krieger im Sattel und hatte in wenigen Minuten die Seinen erreicht, welche mit ihrem Führer dem Lager der Mammelucken zujagten.

Es war ein gewichtiger Tag in der Geschichte der französischen Nation, in der Geschichte der ganzen Erde, der Schlachttag bei den Pyramiden. „Franzosen, drei Jahrtausende schauen von diesen Gräbern längsterloschener Herrscherstämme auf euch herab!" hatte Napoleon zu den Seinen gesagt; und eng, Mann an Mann gedrängt, standen die Regiments-Quarré's der alten Garde, fest entschlossen, auch hier in dem dürren Wüstensande den frischen Loorbeer zu pflücken, den sie bereits auf den Feldern Italiens erkämpft.

Es war ein schrecklich prachtvolles Schauspiel, als die Schlacht begann. Den Säbel gezückt in der Rechten, das grimme Auge blitzend auf die Feinde geheftet, den weißen Bournous hoch im Winde flatternd, Allah rufend, brauste die wilde Schaar der Mammelucken heran, Murad Bey an ihrer Spitze.—Hoch auf in dichten, den Athem beengenden Wolken wirbelt der Staub unter den Hufen der ansprengenden Rosse, die Reiter selbst wie mit einem dichten Schleier verhüllend, eine Windsbraut, die auf ihrem Wege Alles zertrümmeert, Alles mit sich fortreißt, was Widerstand zu leisten versucht. Aber in der Mitte der fränkischen Phalanx hält der Obergeneral, hält Napoleon Buonaparte, ruhig und unbeweglich, mit keiner Muskel seines Gesichtes zuckend. Der Soldat, der seine Augen ängstlich forschend auf diese stummen und doch so beredten Züge wendet, liest auf ihnen mit unwiderlegbarer Gewißheit die Worte: Wir werden siegen! — „Allah! Allah!" die Erde dröhnt unter den Hufschlägen der galloppirenden Rosse, die Franzosen vermögen schon die wilden, grimmigen Gesichter ihrer Feinde aus den nahenden Staubwirbeln zu erkennen; — Alles steht unbeweglich, kein Laut, kein Athemzug in dem Quarré. — „Feuer!" Aus allen Seiten der bisher so regungslos stehenden Menschenmasse hervor bricht der Feuerstrom der demaskirten Geschütze, während den

bestürzten Arabern überall die drohenden Bajonette entgegenstarren. Diese wilden Schaaren, so plötzlich in ihrem Laufe aufgehalten, stutzen; — eine neue Salve, und die Kartätschenkugeln sprengen die dichten Massen in grenzenloser Verwirrung aus einander, während das Kleingewehrfeuer der Grenadiere die zur Flucht gewendeten Rosse überholt.

Murad Bey selbst wendet den Rücken, er, der Niebesiegte. Aber er flieht nur, um mit scharfem Auge eine Blöße des Feindes zum neuen Angriff zu erspähen. Aber dieser, so wie der nächstfolgende Versuch ist vergeblich; unbeweglich stehen die Grenadiere und als sich die Araber abermals in wilder Flucht zerstreuen, brechen die französischen Schwadronen hervor, Mürat an der Spitze, Mürat, den ersten Cavalleriegeneral des Heeres, kampfesfreudig, des Sieges gewiß; und Napoleon führt seine Fußvölker, in dichter Angriffscolonne, auf das Lager der Mammelucken. Die Verschanzungen werden erstiegen, die Geschütze genommen, die Schlacht ist entschieden. —

Indessen hatte sich Murad Bey mit einer beträchtlichen Zahl der Seinen in das dem Kampfplatze nahe liegende Dorf Embabay geworfen, das, wie wir sagten, ebenfalls so gut als möglich verschanzt war, und hier leisteten die Türken und Mammelucken, unterstützt von den Dorfbewohnern, den heftigsten Widerstand. Aber auch dieser ward überwältigt, und die Flucht der Aegypter war allgemein.

Unter den Letzten, welche diese verzweiflungsvolle Gegenwehr aufgaben, war Murad Bey selbst; dicht an seiner Seite hatte auch Ali gefochten und erst, als er seinen Heerführer den vergeblichen Kampf aufgeben sah, dachte er an seine Sicherheit und an die der Geliebten. In wenigen Minuten hatte er deren Hütte erreicht. „Zuleima!“ rief er im Tone der höchsten Angst; „Zuleima!“

Die leichte Gestalt des jungen Mädchens erschien in der Thür der Hütte. Es war keine Zeit zur Frage oder Antwort; der junge Mammeluck bog sich tief aus dem Sattel herab und hob sie vor sich hinauf auf das flüchtige Pferd. Aber diese kleine Verzögerung war zum Verderben hinreichend gewesen.

„Halt! Ergieb Dich!“ rief heransprengend ein französischer Chasseur.

Der junge Mammeluck blickte hinter sich. Dieser eine Feind war nur wenige Schritte von ihm entfernt, aber Andere folgten ihrem Kameraden. Der Mammeluck trieb der Stute die Sporen tief in den Leib hinein, das edle Thier flog wie ein Pfeil vorwärts, aber es hatte kaum wenige Schritte gethan, als ein Schuß krachte und Ali, von der Kugel des Chasseurs durch den Rücken getroffen, ohne einen Laut von sich zu geben, zusammensank. Er machte noch einen Versuch, sich im Sattel zu behaupten und die Geliebte fest zu halten, dann ließen seine Arme los, die Füße entglitten bei der Bewegung des Pferdes dem Steigbügel, er sank zur Erde, während die gelehrige Stute sogleich bewegungslos bei dem Gefallenen stehen blieb. Zuleima, ebenfalls vom Sattel herabgesprungen, warf sich mit einem Schrei des tiefsten Schmerzes über den Geliebten, und in diesem Schrei verhallte der letzte Seufzer des Sterbenden.

Ohne indessen nur im Geringsten durch diese Scene gerührt zu werden, warf sich der Chasseur, fürchtend, daß ihm die Beute entrissen werden möchte, von seinem Pferde und ergriff mit roher Faust das unglückliche Mädchen.

„Gieb Dich zufrieden mein schönes Kind;“ sagte er mit plumper Galanterie, sie um den Leib fassend. „Ich werde Dich für deinen todten Bräutigam trösten; — es ist im Kriege nicht anders, der Todte bleibt todt, und man muß sich an die Lebenden halten!“

Zuleima starrte, sich losreißend, den Sprecher an, dessen Worte sie nicht verstand, und wenn sie dieselben auch verstanden hätte, sie würde sie nicht gehört haben; sie sah nur in ihm den Mörder Ali's, das Blut drängte sich zu ihrem Herzen, als sollte dasselbe zerspringen, sie ballte die kleinen Hände in krampfhafter Aufregung zusammen, daß die Nägel tief in's Fleisch einschnitten. Der Chasseur beachtete sie indessen nicht weiter, sondern bückte sich über den Todten, um ihn zu plündern, doch fast in demselben Augenblick stieß er einen lauten, gellenden Schrei aus, zuckte zusammen und fiel todt auf den Körper seines erlegten Feindes.

Zuleima hatte den Dolch ihres Geliebten ergriffen, und das spitze Eisen dem Franzosen in's Herz gebohrt. Sie hielt die blutige Waffe noch in der Hand und blickte mit einem Ausdruck wilden Triumphes auf ihr Opfer, als bereits die übrigen Franzosen heransprengten, welche Zeugen dieser That gewesen waren.

„Ha!" rief ein alter Sergeant, ein Mann, der bei den Gräuelscenen der Revolution ein nicht müßiger Zeuge gewesen war. „Das ist Meuchelmord;—haut diese Kanaille von Weib nieder!"

„Nicht doch Francois;" sagte ein Anderer, den schon gehobenen Arm des Sergeanten aufhaltend. „Wozu der Säbel! Wir wollen ein Exempel statuiren. Hier ist der Strick meines Fouragiersackes, wir wollen sie an die Thür ihres Hauses hängen!"

„Ja wohl! hängt sie! hängt sie!" riefen ein Dutzend Stimmen.

Diese wilden, durch die Schlacht aufgeregten Gemüther kannten kein Erbarmen; sie sahen in Zuleima nicht das Weib, das hilflose, widerstandlose Weib, sondern nur die Mörderin ihres Kameraden. Einige dieser rohen Männer, von ihren Pferden herabgesprungen, packten sie und rissen sie ungestüm zu dem Pfosten der bezeichneten Thür und warfen die schnell gefertigte Schlinge um ihren zarten Hals. Zuleima versuchte indessen weder durch ein Wort noch durch eine Bewegung Mitleid bei ihren Feinden zu erregen. — Mit stumpfer Gleichgültigkeit erwartete sie ihr Schicksal.

„Hebt sie ein wenig hoch, während ich den Strick oben befestige," sagte der alte Sergeant.

Zwei seiner Leute erfaßten die Hilflose, um diesen Befehl zu vollziehen. In diesem Augenblick rief hinter ihnen eine befehlende Stimme: „Halt!" Sie blickten sich um; ein Offizier in Generals-Uniform stand vor ihnen. Es war der General Lannes.

„Was soll's mit diesem Weibe?" fragte er barsch.

„Sie hat einen Chasseur von unserer Schwadron meuchlings ermordet, wir wollen sie hängen zum Beispiel fur die Andern;" sagte der Sergeant.

„Und Ihr schämt Euch dessen nicht!" donnerte Lannes. „Seid Ihr Soldaten oder Henker! — Dort ist der Feind, und Ihr mordet hier ein wehrloses Weib? Laßt sie los, und dann vorwärts, wie es den Söhnen der Republik geziemt.

Die Befehle des Generals wurden ohne Zögerung vollführt, die Chasseurs schämten sich in der That ihres unmännlichen Benehmens und einige Augenblicke nachher sah sich Zuleima wieder allein, von ihren Feinden verlassen; auch der General war davongesprengt, um die Verfolgung der Flüchtigen zu leiten. — Aber alle diese schrecklichen Vorfälle, in den Zeitraum von wenigen Minuten zusammengedrängt, hatten einen zerstörenden Einfluß auf die Organisation ihres Denkens ausgeübt. Sie setzte sich stumm nieder auf die Schwelle der Hütte, und ihre Thränen flossen reichlich. Als der Lärm des Kampfes nachgelassen hatte und die alte Nachbarin sich zu ihr schlich, und sie freundlich aufforderte, sich bis zum Abzuge der Franzosen in irgend einem Schlupfwinkel zu verbergen, stierte sie die Sprecherin mit dem kalten Auge einer Wahnwitzigen an und entgegnete, sie müsse warten, bis Ali komme; er habe es ihr versprochen und werde gewiß sein Wort halten. — Die Unglückliche hatte den Verstand verloren. —

—

Ein Reisender, welcher unlängst Aegypten besuchte, um die Pyramiden von Gizeh zu sehen, auch nach Embabay kam, fand an der Thur einer Hütte, ein altes, fast zu einer Mumie zusammengeschrumpftes Weib sitzen, welches bei seiner Annäherung sich lebhaft aufrichtete, dann aber wieder niedersetzte, als habe sie auf Jemand gewartet und sich überzeugt, daß er noch nicht komme. — Dieses alte, schmutzige Weib war die Blume der Wüste. Der dem Reisenden als Früher dienende Mammeluck erzählte demselben diese traurige Geschichte, die wir dem Leser mitgetheilt. Jener warf ihr ein Geldstück in den Schooß, welches sie hastig in ihre Tasche verbarg.

„Segne Euch Allah dafür, Herr," sagte sie; „daß Ihr ein armes Mädchen beschenkt, das nicht arbeiten kann. — Denn ich muß hier warten, bis Ali kommt, Ali, mein Geliebter, um mich in sein Haus zu führen, wenn der Ramadan vorüber. — Aber er läßt mich lange warten, recht lange — und die Sonne brennt so heiß!" —

Poetisches.

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

Schon spiegelt auf des Neckars Flut
Der Mond sein wachsend Horn,
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein ist's, vom Jettenbühl
Die schöne Seherin.
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,
Ein Recke kühn und minnesam,
Den Jutta lieb gewann.

Oft bei des Mondes Dämmerstrahl
Hat sie der Quell belauscht,
Da ward gekost so manches Mal,
Und Kuß um Kuß getauscht.

Auch heute wagt sie ihm zur Huld
Den späten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Däucht ihr der Pfad so lang.

Sie hat nicht Ruh, sie hat nicht Rast,
Es drängt sie mehr und mehr,
Waldvöglein sang vom Tannenast:
„O eile nicht so sehr!"

Bald naht dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie sieht, von Busch umzweigt,
Den Buhlen schon. „Mein Schatz bist du's?"
Er regt sich nicht und schweigt.

Da flog das Mägdlein sehnsuchtsschnell
Ihm zu — mit Ungestüm
Umfängt sie, weh! nicht ihr Gesell,
Ein lechzend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt,
Hat gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrer Brust entquillt,
Wird Busch und Moos bethaut.

Sie stöhnt und jammert. Hört kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Weidmann, Weidmann komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!"

Horch auf, er ist's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft sein Streich,
Das Unthier sinkt, die Maid ist frei,
Doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr' wohl, herzlieber Jägersmann!
Mein Brautkranz fällt in's Grab."

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend sie gehaust,
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarflut umbraust.

Bei Heidelberg im Pfälzerland
Begab sich solches Leid,
Und Wolfsbrunn ward der Quell genannt
Sofort von jener Zeit.

Hier und Dort.

Contraste.

Auf's Städtchen drückt die Nacht ihr Siegel,
Das Leben ruhet dort und hie;
Geöffnet sind mir Schloß und Riegel
Vom Götterkindlein Phantasie.
Mit ihr kann ich durch Mauern
Der Menschen Thun belauern,
Und was ich weiß, verschweig ich nie!

Hier kämpft', vom Blüthenhauch umdüftet,
Die Jungfrau mit dem heißen Blut;
Ob wechselnd sie das Bettchen lüftet,
Nur mächt'ger wird die innre Glut,
Mag schmachtend sie voll Sehnen

Die zarten Glieder dehnen;
Sie wacht, denn Amor zielte gut!

Dort schnarcht in seiner Pudelmütze
Ein bettverschanzter Hagestolz,
Dem nie der kleine Herzens-Schütze
Das Eis der Brust durch Liebe schmolz; —
Laßt grillenvoll ihn hausen,
Und mit dem Kater schmausen,
Er ist und bleibt ein dürres Holz!

Hier wälzt sich auf damastnen Betten
Schon stundenlang ein reicher Graf;
Er lebt nur von der Menschheit Ketten,
Und hält am Trinktisch' sich recht brav.
Bei'm hellen Klang der Becher
Ermüdete der Zecher
Und ruht nun aus — vom Mittagsschlaf'!

Dort schleicht von seinen Unterthanen
Der Aermste, zu der Handvoll Stroh;
Er frohnte heut' in Wildesbahnen,
Und dankt, daß ihm der Tag entfloh!
Doch macht auch ohne Säumen,
Mit hoffnungsreichen Träumen,
Der Schlaf ihn, im Vergessen, froh.

Hier reckt ein Geizhals, bleich und hager,
Sich aus der dünnen Decke vor;
Geknittert hat das Stroh im Lager,
Der ganze Körper wird zum Ohr!
Die Angst läßt ihn nicht rasten,
Er muß zu seinem Kasten,
Und zählen, ob er nichts verlor!

Dort wirft, gehüllt in wen'ge Kleider,
Ein Spieler sich auf's Sopha hin;
Was er besaß, verlor er leider;
Doch morgen träumt er sich Gewinn!
Und unberührt vom Kummer
Ereilt ihn fester Schlummer,
Sein Gram verweht im leichten Sinn!

Hier stöhnt, vom Schlummer aufgerissen,
Ein Bild, durch eignen Hauch erschreckt!
Es trägt Verbrechen im Gewissen,
Noch tief von dunkler Nacht bedeckt, —
Doch in den Zügen malen
Sich schon der Hölle Qualen,
Zu denen jeder Laut es weckt.

Dort athmet sanft, von Ruh' umfangen,
Das Kind mit engelreinem Blick;
Es schläft und hat sonst kein Verlangen,
Es lächelt, — das ist sein Geschick!
Bewahr' am Stab der Tugend
Den Unschuldskranz der Jugend,
Dann thront in Deiner Brust das Glück!

Hier überdenkt, vom Schlaf' gemieden,
Ein Spekulant, was er gewann,
Und was er bei dem nächsten Frieden
An Lieferung verlieren kann;
Er quält sich bis zum Morgen,
Und forscht dann gleich, voll Sorgen:
Kam auch der heut'ge Cours schon an?

Dort lies't ein gluterfüllter Dichter
Sein neu'stes Werk bei Lampenschein, —
Nicht bangt ihm vor dem geist'gen Richter,
Denn mild und gnädig wird er sein!
Er fleht zum Allbeweger
Um freundliche Verleger,
Und schläft dann unbekümmert ein.

Schon wollt' ich fröhlich weiter suchen,
Da hör' ich plötzlich ein Gebrumm;
Der Wächter frägt mit kräft'gem Fluchen:
Wer treibt sich noch so spät herum?
Erschreckt von seinem Basse,
Verließ ich schnell die Gasse
Und schlich nach Hause, still und stumm.

Buntes und Allerlei.

Deutsche Musiker.

Heinrich Marschner ist 1795 zu Zittau geboren. Die frühzeitige Neigung und Liebe des jungen Knaben für die Musik erhielt durch den, wenn auch spärlichen Unterricht, den hm seine Eltern ertheilen ließen, Nahrung und weckte dadurch das sich so frühe schon beurkundende Talent, so daß er schon als Schüler des Gymnasiums in Zittau einige bedeutende Versuche im Componiren machte. Obgleich seine Eltern nicht abgeneigt waren, dieses sein Talent mehr ausbilden zu lassen, und ihn zu diesem Behufe dem tüchtigen Gesang- und Generalbaßlehrer Hering übergaben, unter dessen sicherer und gründlicher Leitung sich dasselbe überraschend schnell hervorthat, so waren dieselben doch keineswegs Willens, ihn zum Musiker zu bestimmen. Er mußte die Musik daher nur als Nebensache betrachten und, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, zum Studium der Jurisprudenz 1813 die Universität Leipzig beziehen. Kaum aber hatte er hier Gelegenheit gefunden, die Meisterwerke eines Haydn's, Beethoven's, Mozart's zu hören, als ihn der glühende Jugenddrang zur heißgeliebten Tonkunst so hinriß, daß er der Jurisprudenz Valet sagte, nur noch die philosophischen und ästhetischen Vorlesungen benützte und nun ganz der Musik lebte. Er spielte viel Clavier, Violine und componirte andere Instrumente fleißig, wozu ihm namentlich der treffliche Cantor Schicht thätig an die Hand ging. Auf einem Ausfluge nach Carlsbad, wo er, nachdem er sich bereits in Leipzig mehrmals öffentlich hervorgethan, als Claviervirtuos auftrat, lernte er den ungarischen Grafen Amadée, einen großen Musikliebhaber, kennen, der ihn aufmunterte und ihn auch dazu wesentlich unterstützte, nach Wien zu gehen. 1816 kam er daselbst an, nicht um sich hören zu lassen, sondern, um selbst zu hören und zu lernen, und das Jahr darauf erhielt er, eben durch die Protektion jenes Grafen, eine Musiklehrerstelle in Preßburg, die ihm noch Zeit genug ließ, seinem vorgesteckten Ziele, als welches die dramatische Composition immer deutlicher in den Vordergrund trat, entgegen zu arbeiten. Hier machte er unter der Leitung des Contrapunktisten Professor Klein erfolgreiche Studien, machte sich an die Composition mehrerer Operntexte und componirte die Oper: „Heinrich IV. und d'Aubigné." Diese sandte er an den von ihm hochverehrten, genialen Karl Maria von Weber in Dresden, der darin das der Aufmunterung würdige Talent des jungen Mannes erkannte und mit seiner deutschen Gemüthlichkeit alle Kräfte daran setzte, demselben behülflich zu sein. Dieß gelang auch dem menschenfreundlichen, edlen Manne in dem Grade, daß er nicht allein die Oper zur Aufführung in Dresden brachte, sondern ihm auch eine Musikdirektors-Stelle bei dem dortigen Theater verschaffte. Marschner blieb drei Jahre in dieser Stellung, im Umgange des größten Componisten seiner Zeit, heirathete aber 1826 die Sängerin Wohlbrück, reiste eine Zeit lang mit dieser und verlegte 1827 seinen Wohnsitz nach Leipzig. Hier schrieb er, nachdem vorher schon seine Musik zu Kleist's „Prinz von Homburg" und die kleinen einaktigen Opern „der Holzdieb" und „Lucretia" ins Publikum gekommen waren, seine Oper „Vampyr," die in Leipzig und Berlin mit ungeheurem Beifalle aufgeführt wurde, ja sogar bis auf die Londoner Bühne drang, was wohl dem von seinem Schwager, dem Schauspieler Wohlbrück, nach Byron's Dichtung be-

arbeiteten Texte zuzuschreiben sein durfte, ihm zuerst einen bedeutend ausgebreiteteren, beinahe möchten wir sagen, europäischen Ruf verschaffte und merkwürdiger Weise der weit gediegeneren, durchaus classischen Behandlung desselben Sujets von Lindpaintner den wohlverdienten Erfolg schmälerte. Ich sage: merkwürdiger Weise, denn dieses Werk ist, jener genialen, meisterhaften, selbstständigen Composition gegenüber, gleichsam nur als der Durchgangspunkt von Marschners Bildung zu betrachten, indem sein Vorbild, Maria v. Weber, in allen Pulsen desselben noch lebt und webt. Denn ist darin auch viel Gelungenes, Originelles und Treffendes, ja manche glanzvolle Stelle, so finden wir in jener spuckhaften, infernalischen Welt, „in der wilden, verwegenen Lust" beinahe nichts Anderes, als die romantischen Erfindungen des „Freischützes," wenn auch durch eigenthümliches Zuthun umgestaltet, mit Glück nachgeahmt. Immer aber gibt sich darin ein vielseitiges Talent, deutscher, männlicher Ernst, Gewandheit in Behandlung der Instrumentation und lebendige, dramatische Charakteristik zu erkennen.

Selbstständiger und reifer ist offenbar seine nächste Oper; „der Tempel und die Jüdin," ein, eine Episode von Walter Scott's Roman „Ivanhoe" behandelnder Stoff, und einer der anziehendsten, schönsten Charaktere ist gewiß die mit eben so viel Würde, als wundervollem Talent durchgeführte Rolle der Rebekka. Diese Oper, die eine Fülle der reichhaltigsten Melodieen, dramatischer, komischer und ernster Situationen entfaltet, ist mit Recht eine für das Bühnen-Repertoir sehr wichtig gewordene, wenn gleich dieselbe, was den Text anbelangt, zu keinem dramatischen Abschluß führt, und wurde auch überall mit dem gerechtesten Willkommen begrüßt. Im folgenden Jahre schrieb er „des Falkners Braut," nach einer Novelle von Spindler, die 1832 zuerst in Leipzig gegeben wurde. Sie ist minder gelungen, obgleich viele pikante, humoristische Züge, auch Grazie nicht zu verkennen sind; denn das Ganze, am Meisten aber die heroischen Partheien, sind mehr durch äußere Mittel, als innere Kraft gehoben. Zu Ende des Jahres 1830 erhielt Marschner einen Ruf als Capellmeister und Operndirektor nach Hannover — woselbst er sich noch jetzt befindet — und setzte hier die von dem Sänger Devrient gedichtete Oper „Hans Heiling." In dieser Oper, deren Text einer der wenigen, wirklich mit Geist zusammengestellten, musikalischen Dramen, hat sich Marschner am Meisten Weber'scher Anklänge und überladener Instrumental-Begleitungen enthalten; es ist eine allerliebste, graziöse, feine, geschickt auf die Charakterzeichnung des Gedichts eingehende, ja in manchen Theilen geniale, meisterhafte Musik, die aller Orten, wo sie gehört wurde, äußerst gefiel. Von den späteren, zu unserer Kenntniß gelangten Opern erwähnen wir noch: „der Kyffhäuser-Berg," „das Schloß am Aetna" und „der Bäbu." Ganz vortrefflich hat sich unser Meister auch in seinen Gesangs-Compositionen hervorgethan, worunter wir namentlich „die hebräischen Gesänge," nach Lord Byron und Lieder von ausgezeichneter Schönheit, die sich in seinen Liederheften finden, rechnen wollen. In früheren Jahren hatte er auch viel für das Pianoforte, Sonaten, Rondeaus, Trios, Quatuors u. s. w. geschrieben, doch diese Werke sind, da das Pianofortespiel seit der Zeit eine ganz andere Gestalt gewonnen, in den Hintergrund getreten.

Marschner ist eine kerngesunde, kräftige, ernste Natur, in seinen Adern pulst ächtes deutsches Blut, das von stolzer Fülle strotzt und nie seinen Ursprung verleugnet. Er ist ein erfindungsreicher Kopf, der, wenn auch nicht gerade mit allzu großer Leichtigkeit, doch mit meisterhafter Sicherheit gestaltet. Seine Charaktere sind würdig gezeichnet, in seinen Melodien entwickelt er eine Fülle von Phantasie, und seine Instrumentation ist, wenn auch hie und da überladen und polternd, doch immer treffend und charakteristisch, und in allen seinen Compositionen beurkundet sich, fehlen auch die Feinheiten und Nuancirungen eines tiefer in das Wesen der Musik eingreifenden Genius, und eine geniale Reproduktion des so Empfangenen, eine gediegene, ernste, deutsche Männlichkeit und Würde, ein prachtvolles, praktisches Talent.

Joseph Peter Lindpaintner, der gewandteste, praktische Musiker, das leichtgestal-

tendste Talent der deutschen Musikwelt, ist am 8. Dezember 1791 zu Coblenz geboren. Sein Vater Jakob, ein geschätzter Tenorist aus Righini's Schule, war am Hofe des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, angestellt, und folgte, als die Säcularisation des Kurfürstenthums auch die Capelle auflöste, seinem Fürsten als erster Kammerdiener und Reisecassirer nach Augsburg. Hier wurde der junge Lindpaintner von seinem 5ten Jahre an erzogen, und genoß daselbst seine erste Jugendbildung, indem er nicht nur das dortige katholische Gymnasium und Lyceum besuchte, sondern auch überhaupt bis in sein 16tes Jahr den wissenschaftlichen Studien mit Fleiß oblag. Ob er gleich damals die Musik nur als Nebenstudium trieb, so hatte sich sein Talent hiefür dennoch schon entschieden ausgesprochen, und unter den geistigen Einflüssen des kurfürstl. Musikdirektors Plödterll, der ihm in der Violine Unterricht ertheilte, und des Domcapellmeisters Witzka, der ihn im Generalbaße unterwies, und anderer Vorbilder, deren belehrenden Umgang er genoß, entwickelten sich des empfänglichen Knaben, des begeisterten Jünglings schöne Anlagen aufs Schnellste und Glücklichste. Schritt für Schritt begleitete ein immer mehr sich aussprechendes Talent seine sich immer mehr steigernde Liebe für die Tonkunst, und sein Wunsch, seine heiße Sehnsucht, sein fester Wille, sich dieselbe zum Lebensberufe zu machen, fand an dem edlen Kurfürsten, der selbst leidenschaftlich die Musik liebte, alle Unterstützung. Dieser sandte ihn daher zur weitern Ausbildung nach München zu Winter, unter dessen erfahrungsreicher Leitung — wenn gleich Winter kein großer Theoretiker war — der junge Mann viel von der praktischen Compositionslehre profitiren konnte; und daß er dieß gethan, davon ist der beste Beweis der, daß er, von dessen praktischem Rathe unterstützt und unter dessen Aufsicht, schon im 19ten Jahre eine Oper „Demophoon", eine Messe und ein Tedeum componirte, die alle drei im Jahre 1811 mit Beifall in München aufgeführt wurden. Diese Jugendarbeiten trugen dem Componisten herrliche Früchte; denn einerseits bestimmten sie seinen Wohlthäter, den Kurfürsten, ihn nach Italien zu senden, um sich dort weiter auszubilden — eine Hoffnung, die jedoch an dem plötzlichen, 1812 erfolgten Tode des Kurfürsten scheiterte —, anderseits aber hatte er sich dadurch seinen Ruf als gewandter Musiker in München gegründet, und dieser verschaffte ihm denn auch die Musikdirektors-Stelle am neu errichteten Hoftheater am Isarthore in München, gewiß ein Erfolg, der—Lindpaintner war noch nicht volle 21 Jahre alt — den ausgezeichnetsten Talenten in so frühen Jahren nicht zu Theil wurde. Diese Stellung eröffnete ihm, was Andere oft ihr halbes Leben lang vergeblich erstreben, einen Schauplatz der Thätigkeit, wo er deren Erfolge beim Publikum beobachten konnte, und diese Begünstigung mag auch zuverlässig viel dazu beigetragen haben, die Gewandheit und leichte Produktivität zu erzeugen, die wir an Lindpaintner so besonders hochschätzen müssen; vielleicht aber hat auch sie, wie wir weiter unten sehen werden, den hindernden Nachtheil auf ihn geübt, daß sich seine geistigen Kräfte nicht immer originell und und selbstständig genug aus sich selber herausarbeiten konnten. Indeß setzte er, als einst, bei Gelegenheit einer seiner Ouverturen, die zwar der Menge Beifall, dem Kenner aber Kopfschütteln ablockte, das ernste und harte Urtheil eines Kunstfreundes ihn auf die Mängel und Fehler, namentlich gegen den strengen Satz aufmerksam machte, seine Studien in der Compositionslehre bei dem gründlichen Musiker und rühmlichst bekannten Contrapunktisten Joseph Gratz in München eifrig fort. Unter dieses tüchtigen Mannes Leitung vollendete er auf der sichern Basis einer gründlichen Theorie, was er unter Winters Aufsicht nur bruchstückweise sich angeeignet, und hatte nun ein für allemal den Grund gelegt zu jener Sicherheit und Kenntniß, die er im Laufe der Zeit so vielseitig auf erstaunenswerthe Weise an den Tag legte. Die Direktion bei dem Isarthor-Theater setzte er neben diesen unausgesetzten Studien nicht minder thätig fort; indeß verfiel dieses Institut durch das Aufblühen des neuen Münchner Hof- und Nationaltheaters immer mehr, und Lindpaintner folgte daher 1819 gerne dem ehrenden Rufe als Hofcapellmeister nach Stuttgart, wo

er sich erst recht eigentlich den Ruf gründete, der ihm einen der ehrenvollsten und ersten Plätze unter den deutschen Componisten und Dirigenten sichert, und woselbst sich der allgemein geschätzte und geachtete Mann noch befindet.

Lindpaintner hat eine außerordentliche Menge von Compositionen in allen Hauptgattungen der Tonkunst geschrieben; für die Bühne Opern und Ballete, für die Kirche Messen, mehrere Oratorien, Tedeum's, Psalmen, Cantaten; für Orchester: Ouverturen, Entreacts ꝛc., Simphonien und Concertstücke für beinahe alle Concertinstrumente; ferner eine außerordentliche Menge Quartette, Arien, Lieder ꝛc.

Fassen wir Lindpaintner zuerst als Dirigenten auf, so sagen wir gewiß nicht zu viel, wenn wir ihn mit Stolz den ausgezeichnetsten, vielleicht den ersten Deutschlands nennen; denn hat er nicht durch seine weise Leitung das Stuttgarder Orchester, was Präcision, geistiges Zusammenwirken, Reinheit, Geschmack und innere und äußere Kraft des Vortrags anbelangt, auf eine Höhe herangebildet, auf der es, nach dem Urtheile gediegener Sachverständiger, die die besten Capellen Europa's kennen zu lernen Gelegenheit hatten, den Ersten nicht nur nichts nachgiebt, sondern mindestens mit den ausgezeichnetsten auf gleicher Stufe steht? und welche mannigfaltigen Kenntnisse, Fähigkeiten welch Gewandheit gehören nicht hiezu! Er ist aber auch ganz der Mann dazu, der Nerv, der alle seine Künstler in einer Begeisterung mit fortreißt; ganz Feuer, Leben, Umsicht, weiß er sie mit seinem Herscherstabe mit der größten Gewandheit, in unermüdlichstem Eifer so zu bemeistern, so zu beseelen, daß stets nach dem geistigen Ausdruck und der Physiognomie des jeweiligen Tonstückes jedes Instrument, jede einzelne Stimme in ihre bestimmte Nuancirung zum Ganzen gesetzt wird, wodurch jene Vollendung, jene fertige Abrundung entsteht, die wir bei jeder Aufführung jedesmal mit neuer Freude anstaunen.

Aber auch als Componist hat er sich die vielseitigsten Verdienste erworben, welche sich nicht blos in der großen Anzahl seiner Arbeiten beurkunden, als vielmehr in der zwanglosen, flüssigen Form, und insonderheit ist es die reine Instrumental- und Liedermusik, in der er fast einzig jetzt, wahrhaft groß, dasteht. Lindpaintner ist durch und durch Romantiker, und alle Elemente der Romantik finden in des genialen Tonsetzers glücklichem Geiste die befriedigendste Erledigung.

Von seinen Opern wollen wir, da der Raum zu einer vollständigen Charakteristik Lindpaintner's zu beschränkt ist, nur die geistreichste, den „Vampyr," anführen. Welche musikalische Einheit in diesem gewaltigen Tonstück, in welchem phantastische, infernalische, heroische, lyrische und komische Motive in buntem Wechsel durcheinander ziehen! Wie völlig in sich abgerundet ist diese meisterhafte Composition, wie ganz eigenthümlich wirkt in ihr der ganze Kern der musikalischen Individualität des geistreichen Künstlers! Wie tief ergreifend schildert er das sturmbewegte Seelenleben, und welch' scharf aufgefaßtes psychologisches, musikalisches Gemälde entwirft er uns nicht in der Parthie der Isolde; wie fein durchdacht ist der Kampf derselben mit dem sie umstrickenden Zauber des Vampyrs, und wie seelenvoll klingen in jene bezauberte Hingabe an die dämonische Gewalt, in der sie in unseligem Sinnentaumel den Zauberschein der Alles besiegenden, am Ende aber Alles zerstörenden Macht der Liebe erblickt, die sanften, süßen Anklänge der Jugend herein! Wie charakterisch, wie schön ausgeführt! Hier ist nichts Gemachtes, nichts mühsam Erholtes, Ersonnenes; dieß ist unmittelbare Empfindung, unmittelbare Empfängniß, von dem schöpferischen Genie im glücklichsten Momente zur schönsten Form gestaltet! Ja, wahrhaftig, die beiden großen Arien der Isolde stellen wir unbedingt den schönsten Spontini's an die Seite. Wie vortrefflich ist nicht das Teuflische, Dämonische im Auftreten des Vampyrs (2ter Akt) ausgedrückt, mit welch erschütternder Gewalt dargestellt! Hier hat wahrhaftig die Musik in der grausenerregenden Darstellung jener infernalischen Welt einen Höhepunkt erreicht, den man dreist die kecke Ausbildung der Weber'schen Ideen im „Freischütz" nennen darf, und wie lächerlich ist hiegegen z. B. der spaßhaft sentimentable Teufel im „Robert"! Wie großartig ist das Finale des ersten Aktes, das jedem besten Opernfinale an die Seite zu stellen ist, wie

wunderbar lieblich das erste Terzett des dritten Akts, die zauberhafte Romanze der Lorette im Garten, wozu die Tonart Des Dur so schön paßt, und wie hinreißend das Finale des zweiten Akts! Wahrhaftig, Lindpaintner hat in diesem Werke eine Fülle ächt musikalischen Genies, einen feinen, philosophisch-durchgebildeten Geist, außerordentliche Kenntnisse und eine meisterhafte Gewandheit in Handhabung der Form bewährt!

Noch verdienen außer seinen Opern: „die Pflegekinder," „die Prinzessin von Cacambo," „die Sternenkönigin," „Kunstsinn und Liebe," „Hans Max Giesbrecht," „Perronte," „Sulmona," „die Rosenmädchen," „die Amazone," „die Bürgschaft," „die Macht des Liedes," „die Genueserin," „die sicilianische Vesper," seine unübertrefflichen Balletmusiken „Jako," „Aglaja" und „Apollo und Daphne," ganz besonders aber noch die originelle Musik zu Göthe's „Faust" mit der gigantischen Ouverture, und die Melodramen „Hero und Leander," „die Glocke" und andere der rühmlichsten Erwähnung.—Vor Allen aber gebührt Lindpaintner die Palme als Instrumentalist, was er beim Oratorium „Judas Maccabäus," das ihm einen europäischen Namen machte, am glänzendsten bewiesen. Dieß ist eine für jeden Kunstfreund doppelt interessante Leistung; einmal, weil sie die vollkommenste Gewißheit giebt über die Hauptrichtung von Lindpaintner's Streben; anderntheils, weil sie ein klassisches Werk der Vorzeit aus einer hundertjährigen Vergessenheit wider ans Licht gezogen, und nach den Fortschritten und Foderungen der Zeit in diese wieder eingeführt hat. Wahrlich, es war keine geringe Aufgabe, denn es gehörte nicht nur eine genaue Kenntniß der Technik der Musik und ihrer Geschichte, sondern eine tiefe künstlerische Versenkung in den Geist Händels, die vollendetste Beherrschung der Masse von instrumentalischen Mitteln, in der die Richtung der Zeit und der Kunst ihre musikalischen Werke gestaltet, sowohl als die unbefangenste, freieste Kritik auf dem Standpunkte der Kunst und ihrer Philosophie über das musikalische Wirken— dem Geist, wie der Form nach — zweier Jahrhunderte. Und er hat sie vollbracht, diese Riesenarbeit, und sich für immer dafür den bleibendsten Ruf erworben.

Seine Compositionen für die Kirche anlangend, so kennen wir die Oratorien „der Jüngling zu Nain" und „Abraham" weniger; auch dürften seine Messen trotz alles Durchdachten, geistreich Ausgeführten weniger einen Maaßstab für die Stärke seines musikalischen Talentes darbieten. Dagegen sind seine Lieder voll Reiz, Lieblichkeit, Anmuth und Melodie, —wir erinnern hier nur an das ganz in das Volk übergegangene wundervolle Frühlingslied —, und in seiner Orchester-, Entreact ꝛc. Musik entwickelt er eine lebendige Frische, brillante Effekte und eine herrliche Instrumentation, wenn auch gleich dieselben öfters mehr durch die Mittel, die er als Meister besitzt, als durch den Gedanken selbst wirken.

Das Streben Lindpaintner's, der in dem thatkräftigsten Mannesalter steht, ist ein entschieden ernstes; mit inniger Liebe, mit glühender Begeisterung lebt er für seine Kunst, und gewiß, würde nicht auch er unter der Last und dem Druck der faden, unmoralischen, verflachenden, neueren italienischen Musik, der sein ganzer Sinn widerstrebt, leiden: sein innerster Kern hätte sich noch origineller, selbstständiger und großartiger entfaltet, sein tiefer musikalischer Genius sich noch glänzender ans Licht gerettet. Um so mehr aber müssen wir es auch mit der größten Achtung anerkennen, daß er den Anforderungen des kranken, frivolen, modernen Zeitgeschmackes siegreich widerstanden, sich seinen männlichen Ernst gewahrt, und daß auch er mit seiner „Genueserin" als ritterlicher Kämpe in Wien in dem Kampfe der bedeutungsvolleren deutschen Kunst mit der modernen, ecklen Verflachung eine Lanze für die Ehre vaterländischer Kunst einlegte und mit Glanz behauptete, während sich in seiner neuesten Oper, der „sicilianischen Vesper," dasselbe Streben, gepaart mit einem wohlthuenden Ringen nach möglichster Popularität, kund giebt.

Im vorigen Jahre, am Tage seines 25jährigen Dienst-Jubiläums, wo ihm die Mitglieder der königl. Hofcapelle und der Hofbühne ein glänzendes Festmahl veranstaltet hatten, wurde dem würdigen Maestro von Sr. Majestät

dem Könige von Würtemberg in Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone verliehen.

Fassen wir nochmals Lindpaintner's Streben und Wirken zusammen, so dürfen wir bei dem jugendfrischen Geiste des thatkräftigen Mannes, der auf dem Fundamente eines großen schöpferischen Talentes, einer reichen Erfahrung und vielseitigster Uebung ruhig fortbauen kann und sonach mit gesammelter Kraft und Reife das künstlerische Maaß der Mittel festzuhalten weiß, gewiß noch viele gediegene, herrliche Werke zur Ehre deutscher Kunst und zum bleibenden Ruhme des geistvollen Meisters hoffen.

Das Pendschab.

Das Pendschab oder Fünfstromland, [von peng, fünf, u. ab, Wasser,]—das alte Sangala oder Cathäerland, wie es die Geschichtschreiber des Macedoniers Alexander nennen, liegt auf einer Fläche von 6000 Quadratmeilen in dem Keile, welchen von den Abhängen des Himalaya herab der Indus mit seinem gewaltigen Nebenstrome, dem Sutledsch, bildet. Zwischen dem Indus und Sutledsch strömen in gleicher Richtung drei Nebenflüsse des letzteren, Jelum, Tschenab und Rawi; — das sind die fünf Flüsse, welche das Land in vier langgestreckte Abschnitte theilen. Der westliche und größeste derselben ist verhältnißmäßig dürr und unergiebig, aber das übrige Land ist von einer üppigen Fruchtbarkeit, welche nur eine geringe Nachhülfe der Menschenhand erfordert, um die reichsten Erzeugnisse, Baumwolle, Zucker, Getreide u. s. w. zu liefern. Das Land ist indeß im Allgemeinen nur spärlich bebaut, und es mangelt namentlich an hinreichender Bewässerung. Von Attock am Indus bis nach der Hauptstadt Lahore am Rawi geht die große Heerstraße des Reichs, welche mehrere bedeutende Städte berührt, unter andern das, von Muselmännern bewohnte Ramnagar am Tschenab. In dem vom Rawi und Sutledsch eingeschlossenen Abschnitte liegen die größeren Städte Lahore, Amritsir und Kassaur. Der Sutledsch ist ein Strom, der eine Breite von 1200 Fuß erreicht und in der Regenzeit die umliegenden Ebenen weithin überfluthet. Die Alten nannten ihn Hydaspis. Mit den beiden abhängigen Provinzen Peschawer und Multan, welche um den Zusammenfluß der fünf Ströme liegen, umfaßt das ganze Reich etwa 8000 Quadratmeilen, auf denen 5,000,000 Menschen wohnen. Multan, von einem Hindu regiert, erfreut sich der besten Verwaltung; die übrigen Provinzen, besonders Kaschmir, werden von ihren Landpflegern und Serdars furchtbar ausgesogen.

Die Siks oder Sciks sind ursprünglich eine religiöse, schwärmerische Sekte, am Ende des 15. Jahrhunderts von einem Hinduprieſter, Namens Nanik, im Pendschab gegründet; sie bekannten sich zu einer Art von Deismus und erklärten duldsam die Form der Gottesverehrung für eine untergeordnete Rücksicht. Unter einem geistlichen Oberhaupt lebten sie unter den Mohammedanern bis zum Jahre 1606, in welchem jene fanatischen Gewalthaber ihren Priesterfürsten hinrichteten. Dieß führte zu einem Rachekampf, der mit Verdrängung der Sikhs in die nördlichen Bergbezirke endigte.

Erst im Jahre 1675 gelang es Guru-Govind, ihrem zehnten geistlichen Oberhaupt, die Anhänger der Siks mit dem Geist eine sgr iechischen Gesetzgebers in eine religiöse und militairische Gemeinde zu vereinigen und zu vermehren. Er verbannte allen Kastenunterschied unter seinen Anhängern, sagte den Bekehrten, weß Glaubens sie auch gewesen seyn möchten, gleiche Rechte zu, und um größere Einheit zu bewirken, verordnete er einen besondern Anzug und eigene Sitten. Jeder war verpflich et als Krieger zu dienen, und mußte irgend eine Waffe tragen, blaue Kleider und Kopf- und Barthaar wachsen lassen. Sie verachten den Tabak, weil er verunrein gt, und halten gleich den Hindus das Rindvieh für geheiligt. Aber von diesem Geist der Mäßigkeit und Duldsamkeit sind die Gurus, ihre heutigen Prieſter, und die Akalis, fanatische Fakire, nicht mehr beseelt; denn die Muselmänner dürfen nur still und abgeschlossen ihrer gottesdienstlichen Feier nachgehen. Die Akais erkennen keinen Oberherrn

an, dulden nur ihren Fürsten, den sie nach Belieben beschimpfen und ihm selbst ohne Scheu nach dem Leben trachten, wenn er ihren Ansichten zuwider handelt. Gemeinhin sind sie mit einem runden Wurfeisen bewaffnet, welches über dem spitz zulaufenden Turban oder an der Seite getragen wird. Es sind eiserne flache Ringe von acht bis vierzehn Zoll im Durchmesser, deren äußere Kante scharf geschliffen ist, und welche sie um den Finger oder Stab wirbelnd so geschickt und kraftvoll zu drehen und zu werfen wissen, daß der Kopf vom Rumpfe geschnitten werden kann. Viele dieser Akalis bilden eine besondere Truppe im Heere des Maharadschah.

Der Granth, das heilige Buch der Siks, welches ihre Gebote enthält, ist der einzige Gegenstand ihrer Anbetung; dasselbe befindet sich in jedem Dorf, auf einem Tisch in einem geräumigen Gemach, wo Jedermann eintreten kann, es öffnen und darin laut lesen darf. Im Allgemeinen ist ihr Gottesdienst einfach. Gewöhnlich verrichten sie Abends ein kurzes Gebet, wobei sie alle auf ihr kriegerisches Leben Bezug habende Handlungen ausüben, mit beiden Händen das Schwert kräftig ergreifen, und ihren Guru um Sieg und Verbreitung ihres Glaubens bitten.

Die Frauen der Vornehmen leben streng abgeschlossen; aber die Wenigen, welche von Europäern gesehen worden sind, waren von außerordentlicher Schönheit. Sie trugen sehr hohe komisch zulaufende Mützen, reich in Gold gestickt, und mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Beinkleider, ein kurzes vorn offenes Oberkleid, u. einen Shawl, der leicht um Brust und Schultern geworfen war. Moralität und Keuschheit wird von ihnen nicht beobachtet, auch nicht verlangt, ja es ist nicht ungewöhnlich, daß mehrere Brüder eine Frau besitzen; wenn der eine sich auf Reisen begiebt, nimmt ein anderer die Stelle des Ehegatten ein. Es ist aber sehr oft der Fall vorgekommen, daß Soldaten die Generale Ventura und Allard um Urlaub gebeten haben mit der Bemerkung, die Frauen ihrer Brüder befänden sich allein, weshalb sie verpflichtet wären, denselben Gesellschaft zu leisten.

Perlen und Edelsteine.

Der Geist der Zeit erweckt bei redlichen Eltern oft viel Bekümmerniß. Denn die Alles umstürzende Neuerungssucht unserer Tage, die sich oft das Ansehen höherer Weisheit giebt, sucht mit frecher Hand selbst die Grundpfeiler der Moralität und der menschlichen Beruhigung zu erschüttern, und macht gemeinschaftliche Sache mit dem niederträchtigen Egoismus und der gröbern oder feinern Sinnlichkeit. Es hat keine Gefahr, daß untergehen werde, was seiner Natur nach ewig feststeht. Wenn unter den Schrecknissen eines Ungewitters Alles auf Zerstörung und Untergang abzuzielen scheint: so ist am Ende Reinigung der Atmosphäre und vermehrte Fruchtbarkeit des Erdbodens die Folge der vorübergehenden wohlthätigen Erschütterung in der Natur. Aber wie ein bedächtiger Gärtner, während der Sturm raset und der Hagel herabstürzt, hingeht, um die jungen Bäume seines Gartens fester zu binden, oder das Blumenbeet zu beschirmen, damit er erhalten möge, was sonst als Opfer des allgemeinen Wohls verloren gehen müßte: so müssen auch diejenigen, welche die edlen Gewächse in dem Garten der Menschheit zu warten den heiligen Beruf haben, jetzt verdoppelte Sorge tragen, daß der Sturm in der moralischen Welt nicht entwurzele, was Widerstand zu leisten noch nicht eigene Kraft hat.

Wenn du in die Welt trittst, so lerne nicht unzählige Sprachen, lerne die Menschen überhaupt verstehen, wenn sie mit dir reden, lerne Alles verstehen, was da geredet wird im Reiche des Seins. Das ist eine unendliche schwere Kunst. Verstehst du, was ein Andrer will und ist und thut, dann verstehst du auch dich selber und hast den Stein der Weisen. Die Sprache aber ist unendlich, und nicht nur in Tönen wird gesprochen. Der Taubstumme redet in Geberden, Liebende mit den Augen, der Kutscher mit der Peitsche, der treue Hund mit dem wedelnden Schwanze, erhabne Menschen nur mit Handlungen, Gemüther mit Gesichtszügen, die Zeit mit Glockenschlägen, der Zeitgeist mit Druckerschwärze und Sprichwörtern, Dichter, Weltweise und Künstler in Gleichnissen, Bildern und Gestalten, Engel in Lichtstrahlen und

Klängen, und Gott redet in der Weltgeschichte. Aber alle, die da reden, mußt du verstehen, denn Mißverständniß ist der Urquell des Bösen und die Schlange des Teufels.

Du große edle Heimath meines Erdenlebens! Wie schön sind deine Größen in ihrer Herrlichkeit angeschaut! O Natur, wie klein ist doch der Mensch, welchen deine Kleinheiten unzufrieden und ängstlich machen können! Du leitest und sorgest ja überall, vom Weltensysteme herab bis zu dem kleinen Baume, welcher noch liebend seine Wurzel über die Felsenschlucht zu spannen scheint, um der Haltung des Ganzen seinen Dienst zu leisten. Dem Menschen schwillt das große Herz von deiner Pracht, und sein Auge findet auch noch im Halme die Spur deiner Größe wieder. — Aber wenn nun in deinem Reiche das weidende Lamm den Wurm zertreten, — wenn der Sturm die einzelne kleine Flur auf der einzigen kleinen Erde verheeren muß — o, Mutter, wenn du mehr für die Menschheit sorgst, als für die Sorgen ihres einzelnen Gliedes — wie kann dann der ungerechte Mensch dir zürnen und glauben, du hättest sein vergessen? — Er, welchen dein Gott zum Freiesten seiner Geschöpfe bildete, — er, der sich selbst den König deiner Werke nennt, der sich rühmt, so manchen Lauf deiner Welten zu ermessen, der dazu geschaffen ist, den kühnen Blick auf deinen Zusammenhang zu richten, und selig wie ein Gottverwandter in die Himmelshöhen aufzuschauen? — Nein, nimmer will ich vor deinen einzelnen Unbegreiflichkeiten erschrecken; der Verstand staune über deine Größe — aber das Herz soll ewig deine Schönheit liebend umfassen!

Confessionen.

Länder.	Katholiken.	Protestanten.
Rußland u. Polen	43,531,427	2,800,000
Frankreich	31,000,000	1,400,000
Oestreich	29,900,000	2,800,000
Spanien	13,944,359	
Die beiden Sicilien	7,820,187	
Großbrittanien	6,660,000	18,676,887
Deutschland	5,247,893	9,175,358
Preußen	4,930,000	8,000,000
Kleinere ital. Staaten	4,785,127	
Sardinien	4,418,000	12,900
Belgien	4,000,000	20,000
Portugal	3,530,000	
Türkei	3,140,000	3,000
Griechenland	811,185	
Schweiz	800,000	1,300,000
Holland	280,000	2,109,000
Rom	182,000	
Krackau	116,770	1,500
Schweden	4,000	4,023,500
Dänemark	2,000	2,040,657
Total	165,044,025	53,362,532

Nach dieser Tabelle kommen mehr als drei Katholiken auf einen Protestanten.

Es ist nachträglich zu bemerken, daß von diesen 165 Millionen Katholiken 122 Mill. der römisch-katholischen und nur 43 Millionen der griechisch-kath. Kirche angehören, während die 53 Millionen Protestanten in 60 verschiedene Sekten getheilt sind, von denen einige beinahe gänzlich vom christlichen Glauben abweichen. England allein zählt 54 verschiedene protestantische Sekten.

Räthsel.

Es ist ein altes Axiom
Und anerkanntes Wort:
Was in Paris, ist nicht in Rom,
Was da ist, ist nicht dort.

Sie sagen von den Geistern zwar,
Daß die das Wort nicht trifft,
Doch wissen sie es nicht auf's Haar,
Steht auch nicht in der Schrift.

Ich aber bin so dort als hier,
Und das zu gleicher Zeit,
Doch Keins recht, weil mein Schicksal mir
Den Doppeldienst gebeut.

Drum leb' ich da, wo ich nicht bin,
Bin, wo ich bin, fast todt;
Man schilt mich drum, ach! wo ich bin,
Das macht mir viele Noth.

Denn wär' ich, wo ich gerne wär',
Ich wäre völlig dort,
Nun aber zieht mich's hin und her,
Und lieber möcht' ich fort!

☞ Auflösung des Räthsels im zweiten Hefte: **Die Poesie.**